

## MINOISCHE RHYTA.

(Hierzu Tafel 7—9.)

Seit einem Menschenalter ist der silberne Stierkopf des IV. mykenischen Schachtgrabes <sup>1)</sup> bekannt, ohne doch recht gewürdigt zu werden. Denn leider ist seine Oberfläche so stark oxydiert und zerfressen, daß er nicht mehr zur vollen Wirkung gelangt; und die Abbildungen bei Schliemann (Mykenae 327 f.; Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen 280) und Perrot-Chipiez (Histoire de l'Art VI 821) können vollends keine Vorstellung seiner einstigen Schönheit geben. So wird er hier, mit Herrn Staïs' gütiger Erlaubnis, zum ersten Male würdig publiziert (Tafel 7, 8), nach Photographien, die ich Kurt Müller verdanke.

Aus einem Stück starken Silberblechs ist der ganze Kopf getrieben. Die gesondert gearbeiteten und eingesetzten Ohren bestehen aus Bronze, die außen mit Silber, innen mit Gold überzogen ist. Dünnnes Goldblech ist auch für die Rosette verwendet, die ein Bronzestift auf der Stirn festhält, ferner für die mächtigen Hörner, deren Kern wohl aus Holz bestand <sup>2)</sup>, endlich für Nüstern und Lippen. Die Goldverkleidung der Unterlippe ist verloren, das Loch in dieser stammt nicht etwa von einem jene Verkleidung einst haltenden Stifte: dazu ist es zu groß und zu sorgsam gebohrt. Auch sind außer der Rosette die erhaltenen Goldbleche alle bloß auf-gepreßt und -gekittet, nicht festgenagelt.

Auf dem Nacken sehen wir ein kreisrundes Loch mit scharf profiliertem Rande (Durchm. 0,015, Abstand vom Rande des Nackens 0,055 m), dahinter einen aufgelöteten, ösenförmigen Anhänger aus dickem Silberdraht, dessen Enden sich zu Spiralen aufrollen. Er ragt nicht über den Nackenrand vor. Dieser selbst war leicht auswärts gebogen, wie man trotz der Zerstörung an mehreren Stellen, besonders rechts vom Anhänger, erkennen kann. Offenbar griff da ein Boden oder Deckel über, der wohl aus dünnem Silber oder silberverkleideter Bronze bestand, aber keine Spur zurückgelassen hat. Im Inneren des Kopfes sind noch geringe Reste einer Verkleidung, eines doppelten Bodens aus dünnem, glattem Silberblech erhalten. Von den Augen ist nur die vertiefte Höhlung mit dem eingravierten Kreise der Pupille

<sup>1)</sup> Athen, Nat. Mus. Inv.-Nr 384, Staïs, Guide du Musée nat. 38. Die wichtigsten Maße sind: Höhe von Schnauze bis Stirn 0,155; H. mit den Hörnern etwa 0,30; Stirn bis Nackenrand 0,115; größter Hörnerabstand 0,18; Abstand der Hörneransätze 0,08; Öffnung der Rückseite 0,12 : 0,09 m.

Jahrbuch des archäologischen Instituts XXVI.

<sup>2)</sup> Sie sind am Original falsch angesetzt, richtig auf Gilliérons Nachbildung Abb. 3; zu dieser s. unten S. 253. Die Klischees von Abb. 3, 9, 17, 18 hat uns die Geislinger Metallwarenfabrik freundlichst zur Verfügung gestellt.

vorhanden; wie sie einst gebildet waren — etwa in Gold und Niello — läßt sich um so weniger bestimmen, als ja gerade die Schachtgräber eine so verblüffende Vielseitigkeit in der Technik metallener Einlagen zeigen <sup>1)</sup>).

Bei seiner Entdeckung war der Kopf ganz mit Schmutz und Bronzeniederschlägen bedeckt, die in mühsamer Arbeit von dem Restaurator des Museums, St. Klaudianos, entfernt wurden. Dabei zeigte sich leider, daß die Oberfläche fast überall zerstört war, am meisten am unteren Teile des Kopfes, wo sich das Silber in Krusten und Schichten ablöst (auf Taf. 7 gut zu erkennen). Dadurch verliert beson-



Abb. 1. Stierkopf von oben gesehen.

ders die Vorderansicht viel von der ursprünglichen wuchtigen Kraft, sie hat auf allen Abbildungen etwas Schwächliches, Mageres, das durchaus nicht dem Original entspricht. Besser wirkt das Profil (Taf. 8), wengleich auch hier die leere Augenhöhle und die falsch eingesetzten Hörner stören.

Etwa halbwegs von der Rosette zu den Nüstern ist ein kleines Stück der Oberfläche wenigstens leidlich erhalten, mit den fein gestrichelten, glatt anliegenden Härchen. Vor allem aber kann die zum Glück von der Zerstörung verschonte Partie zwischen den Hörneransätzen (Abb. 1) eine Vorstellung der einstigen Vollendung geben. Wie virtuos da Knochenbau und Fell wiedergegeben sind, wie realistisch die

<sup>1)</sup> Vgl. Arch. Anz. 1903, 161; Marc Rosenberg, Niello 3 ff.

Ansätze von Hörnern und Ohren! Und gar die Haare! Diese kurzen, krausen Löckchen, die in einem sorgsam komponierten Gewirre den Schädel bedecken, in wirksamem Relief die Fläche beleben, dabei aber doch die Formen des Kopfes zur vollen Geltung kommen lassen — sie erinnern geradezu an Haarbehandlung myronischer Zeit. Man darf diesen Kopf ohne Übertreibung ein Meisterwerk nennen. Kraftvoll und lebendig modelliert, in allen Einzelheiten aufs liebevollste durchgearbeitet, ohne daß das Kleine je kleinlich wirkte, ist er eines der schönsten Tierbilder der Antike. Und da die minoischen Künstler im allgemeinen die Rundplastik zu meiden scheinen<sup>1)</sup>, ist es doppelt wertvoll, hier einmal zu sehen, was sie, denen alles leicht wurde, auch auf diesem Gebiete zu leisten vermochten.

Ich habe stillschweigend angenommen, daß ein kretischer Künstler unseren Stierkopf geschaffen hat. Man wird daran kaum zweifeln, nachdem Evans ein ähnliches Prunkstück vor zwei Jahren in Knosos entdeckt hat, in dem sogenannten »Kleinen Palast«, der nordwestlich vom großen liegt (BSA. XI 2 ff.; Arch. Anz. 1909, 92 f.). Ein mächtiger Stierkopf aus schwarzem Steatit ist es, in seinen Abmessungen nicht sehr viel größer als der mykenische (Schnauze bis Stirn 0,175, Abstand der Hörneransätze 0,105), aber breiter und voller, auch schon dadurch viel wuchtiger wirkend, daß ein großes Stück der Wamme noch mit dargestellt ist (daher Öffnung der Rückseite 0,23 : 0,135, gegenüber 0,12 : 0,09 des Silberkopfes).

Im übrigen sind sowohl die Merkmale der Rinderrasse wie der Stil beider Exemplare so völlig gleich, daß sie derselben Zeit und demselben künstlerischen Milieu entstammen müssen: knosischer Kunst der Wende zwischen mittel- und spätminoischer Zeit (etwa 1650 bis 1550), denn in diese gehören nach sicherer Datierung sowohl das IV. mykenische Schachtgrab wie der »Kleine Palast«.

Übrigens ist auch nach Mykenai ein durchaus entsprechender Stierkopf aus Steatit von Kreta importiert worden; leider ist er verloren, bis auf ein kleines Stück,



Abb. 2. Fragment eines Stierkopfs aus Mykenai.

<sup>1)</sup> Die kleinen und meist mittelmäßigen Bronze-  
statuetten kommen hier kaum in Betracht. Aber  
die wundervollen Elfenbeinfürchen von Knosos

sonst minoische Holzplastik gab.

(British School Annual VIII Pl. 2. 3), die  
wohl über hölzernen Stieren voltigierten, lassen  
die Frage berechtigt erscheinen, ob es nicht auch

das untere Ende mit dem Ansatz der Wamme, das auf der Burg von Mykenai gefunden wurde (Abb. 2) <sup>1)</sup>.

Der knosische Kopf zeigt klärlich, daß sein Stil im Metall vorgebildet und auf den Stein nur übertragen ist; so ist er denn auch dem mykenischen nicht in allem ebenbürtig: die stärkere Wucht wiegt bei letzterem größere Feinheit auf. Die Löckchen auf Schädel und Stirn sind gut modelliert (zwei Haarrosetten, wie sie ja auch in klassischer Zeit, z. B. am Sikyonier-Schatzhaus in Delphi, erscheinen, entsprechen der goldenen des Silberkopfes); aber neben der Haarbehandlung des mykenischen Kopfes wirkt die des knosischen schematisch. Die so fein angegebene Behaarung des Gesichtes ist zu einigen konventionell stilisierten Strähnen verkümmert, die leicht geritzt und gestrichelt sind. Vorn auf der Stirn ist eine Figur eingraviert, die am ehesten an minoische »Palladien«, aber mit spitzen Ecken, erinnert: doch wohl auch ein religiöses Symbol.

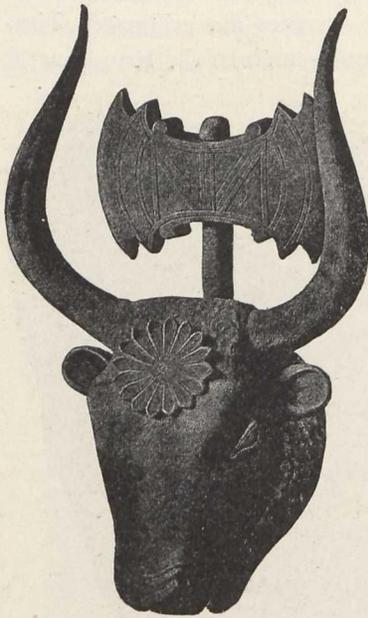


Abb. 3. Stierkopf, ergänzt von Gilliéron.

Der knosische Kopf ist zur Hälfte verloren, aber wenigstens ein Auge, aus Bergkristall, rotem und weißem Stein, und die Umrahmungen der Nüstern, aus hellgelbem Stein, sind gut erhalten. Die verlorenen Hörner hat Gilliéron golden ergänzt, nach dem mykenischen Exemplar. Seine galvanoplastische Nachbildung des Kopfes ist im neuen Katalog der Geislinger Metallwarenfabrik (Mykenische Altertümer 1910, Taf. 1) abgebildet. Hoffentlich erhalten wir bald eine Publikation des herrlichen Werkes durch

Evans, dessen Freundschaft ich die Erlaubnis verdanke, es hier zum ersten Male eingehend zu besprechen.

Besonders willkommen ist uns nun der Steatitkopf, weil seine Verwendung gesichert ist: die Rückseite war durch einen eingefalzten, ursprünglich angekitteten, glatten Steindeckel verschlossen. Das Eingußloch im Nacken, der kleine Ausguß in der Unterlippe lassen keinen Zweifel, daß wir hier ein kolossales Rhyton zu erkennen haben. Um so weniger darf man daran zweifeln, als z u s a m m e n mit diesem steinernen ein tönerner Stierkopf gleicher Zurichtung und Art gefunden wurde und ähnliche Stücke auch sonst in Kreta nicht ganz selten sind <sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Nat. Mus. Inv. 2706. Hier zum ersten Male abgebildet; Phot. d. Inst. Nat. Mus. 1142. H. 0,09. Ein repariertes, angestücktes Eckchen fehlt jetzt. Die unregelmäßigen, vertieft umrissenen Gebilde stellen die Flecken des Stierfells dar, wie sie so häufig auf minoisch-mykenischen Fresken und Vasen erscheinen. Auf der Rückseite der breite Falz für den Deckel, mit einem Stiftloch in der Ecke.

<sup>2)</sup> Von steinernen Exemplaren stammen ein paar Fragmente aus dem »Tomb of the Double Axes« bei Knosos (Evans, Times vom 16. Sept. 1910, S. 4), ferner ein Ohr aus Palaikastro (ein zweites, ganz kleines, aus Bronze hat noch die innere Verkleidung aus Goldblech bewahrt). An tönernen Stierköpfen kenne ich: 1. K n o s o s: aus der großen Grube im NW. des Pa-

Soweit das die Erhaltung feststellen läßt, ist bei allen diesen Exemplaren (mit Ausnahme der beiden roheren, vielleicht auch jüngeren aus Phaistos und Gournià) die Rückseite glatt, auf ihr ruhte das Gefäß. Der Einguß befand sich im Nacken, der Ausguß in der Unterlippe. Damit ist denn auch die Verwendung des mykenischen Stierkopfes als Rhyton gesichert. Wie mir Gilliéron mitteilt, hatten er und Wolters schon vor Jahren daran gedacht, und die Vermutung findet sich auch im Vorwort von Wolters zum Katalog der Württembergischen Metallwarenfabrik angedeutet<sup>1)</sup>. Aber die Ergänzung eines Doppelbeils zwischen den Hörnern des Stieres von Mykenai schien so einleuchtend, sie ist uns allen durch Gilliérons Nachbildung so geläufig geworden (oben Abb. 3)<sup>2)</sup>, daß man das Loch in der Unterlippe nicht beachtete. Nun erst verstehen wir es und verstehen auch das glatte Blech im Inneren, das genau wie bei den Bechern von Vaphiò ein Haften des Weinsatzes in den Höhlungen der Reliefs verhindern sollte.

Die religiöse Bedeutung des Kopfes, aus der ich einst Schlüsse gezogen habe (Archiv f. Religionswiss. VII 1904, 125), fällt mit dem falsch ergänzten Doppelbeil; dafür kennen wir nun endlich die wahre Verwendung sowohl dieses Prunkgerätes von der königlichen Tafel als seines ebenbürtigen Gegenstückes aus demselben Grabe, des wundervollen goldenen Löwenkopfes<sup>3)</sup>.

Auch dieses Meisterwerk minoischer To- Abb. 4. Kopf eines Löwen aus Mykenai.



lastes (III. mittelminoische Periode) ein Fragment der linken Gesichtshälfte, mit weißem, wie Email leuchtendem Auge. Vorzügliche Technik. — 2. Phaistos: zwei gute Exemplare aus den Grabungen von 1909: Pernier und Minto Boll. d'Arte 1910, 179. Ein kleines, ziemlich rohes, schon früher gefunden: Rendiconti d. Linc. 1907, 283, Fig. 4 b. — 3. Gournià: ein sehr schönes Stück, dessen weiß bemalte Teile wiederum wie Email glänzen: Boyd-Hawes, Gournià pl. I; ein viel roheres, mit kleiner Standfläche unten und Henkel zum Aufhängen, ebenda pl. II. — 4. Palaikastro: Fragmente von drei vorzüglichen Exemplaren, dem von Gournià ähnlich. Bei einem ist das Auge von kleinen roten Flecken umrahmt, entsprechend

den rot eingelegten Augenrändern des Steatitkopfs. — Der Stil weist bei allen auf die III. mittel- bis I. spätminoische Periode. Spätere, anders geformte Exemplare s. unten S. 259.

- 1) Jüngst hat Dussaud diese Erklärung vertreten, aber ohne nähere Begründung: Les Civilisations préhelléniques 57—59. 115. 256.
- 2) Zu den schon bekannten Beispielen des Doppelbeils zwischen den Hörnern des Stierkopfes kommt nun vor allem der prachtvolle Pithos von Pseira, Seager, Anthropol. Public. Univ. of Pennsylvania, III, 1910, Pl. 7; Maraghiannis, Antiqu. crétoise II 14.
- 3) Masse: Schnauze bis Stirn 0,14, Schnauze bis Kinn 0,08, Stirn bis Nackenrand 0,105, Rand bis Eingußloch 0,026, Öffnung hinten jetzt 0,18:0,10.

reutik (Inv.-Nr. 273, Staïs, Guide S. 34) ist nie genügend gewürdigt, nie würdig abgebildet worden (Schliemann, Mykenae 326; Schuchhardt a. a. O. 279). Auch unsere Abb. 4 wird ihm nicht gerecht. Denn obwohl Staïs mit gewohnter Liberalität den Kopf noch einmal einer Reparatur unterzogen hat, ist er doch so stark verbogen und zerdrückt, daß wie beim Stier die Vorderansicht schmal und schwächlich erscheint. Aber das unveränderliche Gold hat seine Oberfläche mit allen ihren Feinheiten bewahrt, und im Profil tritt die volle Pracht des Werkes fast in ihrer alten Wirkung hervor (Taf. 9).

Wie der Stier ist auch der Löwe aus einem dicken Blech getrieben, aber ohne alle Einlagen oder Zutaten. Nur die Öse auf dem Nacken ist aufgenietet (Abb. 5

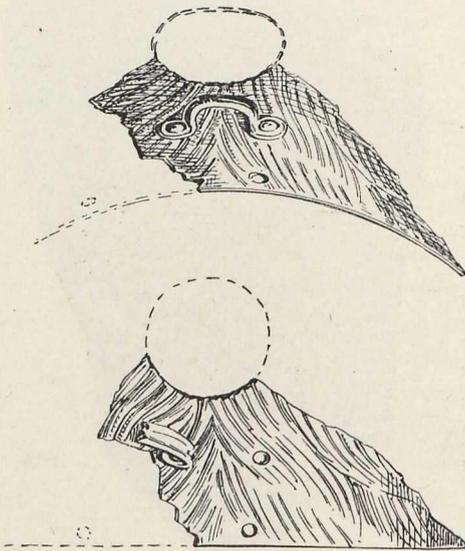


Abb. 5. Eingußloch und Öse am Löwenkopf.

gibt nach einer Skizze von Gilliéron den Zustand vor und nach der letzten Reparatur). Der leicht auswärts gebogene, verfärbte Nackenrand trägt Stiftlöcher und zahlreiche Spuren von Kupferoxyd: hier griff also einst ein Boden aus anderem Material, etwa vergoldeter Bronze, über. Leider ist nichts davon erhalten; aber das trotz der Zerstörung dieses Teils gesicherte Eingußloch auf dem Nacken und das kleine Ausgußloch in der Unterlippe beweisen zur Genüge, daß auch dieser Kopf ein Rhyton war. Die Kette des Beweises schließt sich, Glied auf Glied: dem mykenischen Löwen entspricht wiederum ein knosisches Gegenstück, der prachtvolle Kopf einer Löwin (Abb. 6 mit Evans' gütiger Erlaubnis nach Photographie; gelbweißer, sehr feiner, dichter Kalkstein; Perrot-Chipiez VIII 161), den man wegen seiner Größe und Schwere für eine Brunnenmündung gehalten

hat (Evans, BSA. VI 31; De Mot a. a. O. 214). Er findet jetzt im Material die beste Analogie in dem knosischen Stierkopf aus Steatit. Und wie die Löwin ihren gesondert gearbeiteten Boden verloren hat<sup>1)</sup>, so ist es auch den beiden mykenischen Rhyta ergangen. Diese Böden waren offenbar aus vergänglicherem Material hergestellt.

Tönerne Löwenrhyta sind bisher nicht bekannt. Doch besitzen wir wenigstens ein Fragment eines zweiten steinernen, das in seiner Verstümmelung zu stilistischen Vergleichen nicht ausreicht, aber durch seine Herkunft bedeutsam wird. Es ist eine im Tempel von Delphi ausgegrabene Löwenschnauze aus demselben Kalkstein, die schon De Mot (a. a. O. 214) und Perdrizet (Fouilles de Delphes V 3, Fig. 13)

— Gegen die landläufige Erklärung beider Köpfe als Schildzeichen haben mit Recht schon De Mot, Revue arch. 1904, II, 212, 4; Lippold, Stu-

dien für Furtwängler 403, 2; Staïs, Guide du Musée national, Coll. mycén. S. 34, 39 protestiert.

<sup>1)</sup> Über dessen Befestigung s. unten S. 256.

richtig als minoisch erkannt und dem knosischen Kopfe verglichen haben. Das kleine Fragment gewinnt eine gewisse Wichtigkeit durch die Fehlbohrungen auf seiner rechten Seite (Abb. 7 nach Photographie Kurt Müllers, Phot. d. Instituts Delphi 131/2). Offenbar ist es ein kostbares, repariertes Stück, das gewiß aus Kreta stammte. Der unscheinbare Fund bestätigt in erwünschter Weise die Tradition von den knosischen Gründern des pythischen Heiligtums, deren Niederschlag uns vor allem der homerische Apollon-Hymnus bewahrt hat (III 388 ff., dazu Perdrizet a. a. O.).

Im Stil ist der mykenische Löwenkopf von der knosischen Löwin so wenig zu trennen, daß man ihnen gemeinsame, das heißt dann kretische, am ehesten wohl

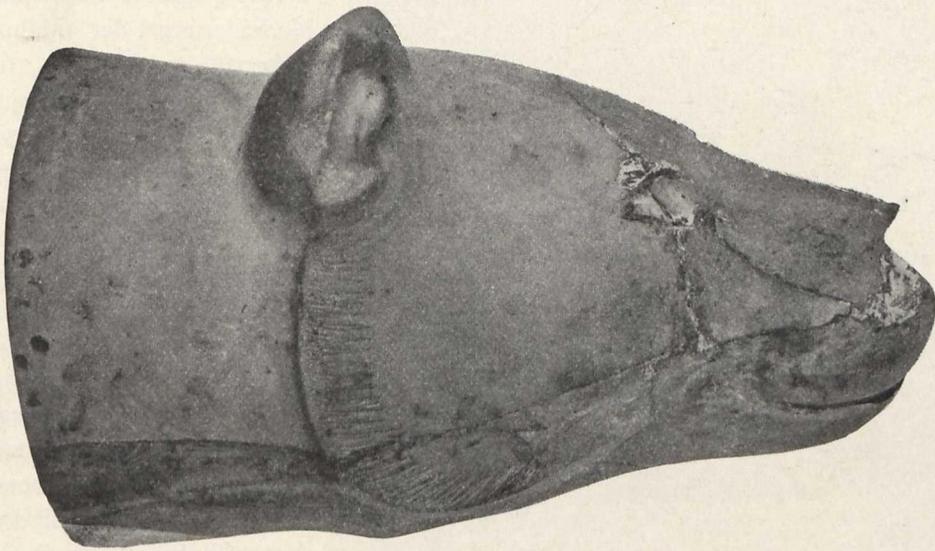


Abb. 6. Kopf einer Löwin aus Knosos.

knosische Herkunft nicht abstreiten wird. Um so überraschender ist der stilistische Gegensatz, der beide von den Stierköpfen trennt. Diese sind ganz realistisch aufgefaßt, Löwe und Löwin aufs strengste stilisiert. Der erste Eindruck ist auch hier wuchtige Kraft, aber ganz im Gegensatz zum freien Realismus des Stierkopfes wirkt der Löwe durch seinen starren, heraldischen Stil. Stirn, Schnauze, Backen sind aus kaum gebogenen Flächen zusammengesetzt, die in scharfen Kanten aneinanderstoßen, wie die Flächen einer geometrischen Figur. Fein gestrichelte Härchen begleiten diese Kanten; keine realistische Wiedergabe der Behaarung, sondern ein ornamentales Betonen der Grundlinien der Figur. Streng und scharf ist der Umriss der Lippen, deren obere durch kleine, eingepunzte Kreise belebt ist: sie sollen die Poren der langen Schnauzenhaare mehr symbolisieren als darstellen. Die gerundeten Mundwinkel, die Augen mit ihrer doppelten Umrahmung und der überlang ausgezogenen Tränendrüse, die scharf geschnittenen Ohren, das alles ist absichtlich schematisiert. Die als Doppelspirale stilisierten Nüstern und die beiden kleinen Scheiben an der

Nasenwurzel haben vollends mit der Natur nichts zu tun. So entsteht ein starres, hartes, aber überaus wirkungsvolles Gebilde, von dem man wohl versteht, daß es als dräuendes Schildzeichen erklärt werden konnte. Umrahmt wird es durch die scharf herausgetriebenen, kantigen Umrissse von Kinnbacken, Ohren und Stirn. Sie setzen das heraldisch unnatürliche Gesicht ab von der viel freier behandelten Mähne. Besonders auf dem Nacken legen und schieben sich die kurzen Zotteln lebendig durcheinander, wenn sie auch flacher, schematischer erscheinen als die Löckchen des Stierkopfes, die kürzer, aber viel buschiger sind. Die äußeren Umrissse jeder Zottel sind ganz flach getrieben, die einzelnen Haare leicht graviert; unverkennbar



Abb. 7. Fragment eines Löwenkopfs in Delphi.

ist das Bestreben, die Flächenwirkung des Nackens nicht der Modellierung der Mähne zu opfern.

Bei der knosischen Löwin tritt die Strenge der Stilisierung kaum weniger stark hervor, zwar nicht durch unnatürliche dekorative Einzelheiten, aber durch die ganze flächenhafte Steintechnik, die wiederum ihre Abhängigkeit von metallenen Vorbildern nicht verleugnet. Wie am Löwenkopfe begleitet eine Reihe fein gestrichelter Härchen den Kinnbackenrand; Nacken und Hals sind ganz glatt. Technisch ist die Löwin dem knosischen Stierkopfe durchaus verwandt: auch bei ihr waren die Augen eingesetzt,

doch ist nur ihr äußerer Rand aus rotem Stein erhalten. Die Schnauze ist ganz herausgefallen, so daß sich ihr Material nicht mehr bestimmen läßt; aber da sie gesondert gearbeitet war, muß sie auch aus anderem Steine bestanden haben als der übrige Kopf. Auch hier wird man ein Ausgußloch in der Unterlippe annehmen. Wiederum ist der Gefäßboden verloren: er war nicht eingefalzt und angekittet, wie der des Stierkopfes, sondern mit einer Reihe von Stiften befestigt, deren Löcher am Rande erscheinen — genau wie bei dem goldenen Löwen, während der mykenische Stierkopf, genau wie sein steinerner Bruder von Knosos, einen eingefalzten Deckel besaß, da alle Stiftlöcher fehlen.

Die Schöpfer der Löwenköpfe konnten ohne Zweifel ebenso realistisch arbeiten wie die der Stiere; sie haben es nicht gewollt, haben ganz bewußt aus den lebendigen Tierköpfen ornamentale Gebilde geschaffen. Nicht als ob mangelnde Bekanntschaft

mit wirklichen Löwen hier den Ausschlag gegeben hätte: wie genau die minoischen Künstler den Löwenkörper kannten, wie liebevoll sie seine Bewegungen studierten, dafür liefern die mykenischen Schachtgräber der Beweise übergenug. Zwei von den drei goldenen Schiebern des III. Grabes stellen Löwen dar (Furtwängler, *Ant. Gemmen* Taf. II 14, III 46, auch Perrot-Chipiez VI 840 und sonst oft): auf dem einen zückt ein Mann den Dolch gegen das aufgebäumte Tier, das ihn angefallen hat; der in kühner Wendung von oben gesehene Kopf, der breite Nacken, die sehnigen Formen des Leibes sind virtuos wiedergegeben. Auf dem zweiten Schieber schreitet ein mächtiger Löwe über abschüssiges Geröll herab, den Kopf zurückgedreht, mit dem Schweif die Lenden peitschend: in dem engen Rechteck des Goldes eine wahrhaft große Gestalt, voll verhaltener Kraft. Der streng ins Profil gestellte Kopf bietet die beste Parallele zu unserem Rhyton: der Umriß des Kinnbackens ist auch hier sehr scharf, fast schematisch betont, auch die konventionelle dreifache Teilung der Backenfläche findet sich wieder; aber im übrigen sind der Kopf ebenso wie die gesträubte Mähne sichtlich dem Leben nachgebildet.

Dieselbe realistische Kenntnis des Löwenkörpers und seiner Bewegungen zeigt uns die Dolchklinge mit der Löwenjagd (Perrot-Chipiez VI, Pl. 18). Der Künstler — er hätte zu jeder Zeit als ein großer Künstler gelten dürfen — muß selbst die Löwen in Freiheit gesehen, selbst an solchen Jägen teilgenommen haben, um diese wunderbar lebendigen Bilder schaffen zu können. Aber auch er verzichtet nicht auf die gestrichelten Trennungslinien am Kinnbacken der Tiere.

Der Klinge fast ebenbürtig ist ein Schwertknauf aus dem IV. Schachtgrabe (Abb. 8, Inv.-Nr. 295, *Stais* S. 34): ein Löwe und ein Panther haben sich ineinander verbissen, sie umschließen wie mit einem festen Bande die Kugel des Knaufs, wunderbar dem Raume sich fügend und ihn füllend, streng gebunden in ihrer Verschränkung und doch kraftvoll lebendig. Hier hat der Künstler kein Bild schaffen wollen, der ornamentale Zweck steht ihm voran; daher sind auch Körper und Köpfe weniger realistisch. An diesen ist der Kinnbackenrand gestrichelt, die trennenden Kanten der Backenflächen sind leicht herausgetrieben, wie bei unserem Rhyton.

Einen zweiten Schwertknauf desselben Grabes (Inv.-Nr. 259a; *Stais* S. 34) lernen wir erst in Gilliérons Rekonstruktion (Abb. 9 nach Taf. 19 des illustrierten Katalogs) bewundern, denn vom Original sind nur ein



Abb. 8. Löwe und Panther aus Mykenai.

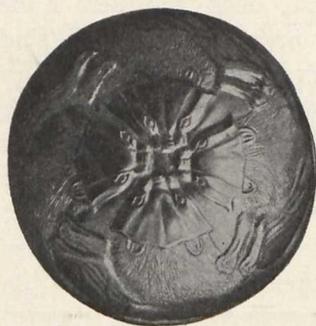


Abb. 9. Schwertknauf, ergänzt von Gilliéron.

paar Brocken der beinernen Unterlage für die Goldreliefs erhalten (vgl. Arch. Anz. 1903, 159). Vier Löwen, deren Leiber den Knauf umschlingen wie ein Ornament, stoßen obenauf mit den Köpfen zusammen. Diese sind in Oberansicht gezeichnet und kommen in ihrer streng schematischen Stilisierung dem goldenen Rhyton nahe; aber auch sie entbehren dessen unnatürliche, rein ornamentale Einzelheiten.

Eine wenigstens in dieser Periode allgemeine Stilkonvention scheinen nur die gestrichelten Trennungslinien der Kinnbacken zu sein: sie kehren wieder an den rennenden Löwen einer zweiten Dolchklinge (Perrot-Chipiez VI Pl. 19), die viel weniger realistisch, alle sechs in demselben steif gestreckten Laufschemata dargestellt sind. Auch die Köpfe sind strenger stilisiert; eine technische Besonderheit,

die eingesetzten Augen aus hellerer Elektron-Legierung, führt uns wieder zur knosischen Löwin, der diese auch in der Kopfform am ehesten gleichen.

Ich habe mich absichtlich auf Beispiele aus den Schachtgräbern beschränkt, ja diese nicht einmal erschöpft. Beinahe gleichzeitig, nur ein klein wenig jünger, ist der realistischste von allen minoisch-my-



Abb. 10. Goldener Löwe aus Mykenai. Doppelte Größe.

kenischen Löwen, ein voll gegossenes, gelagertes Figürchen von verblüffender Lebenswahrheit, das den Henkel eines jetzt verlorenen Gefäßes zierte (Abb. 10) <sup>1)</sup>. Hier zeigt sich keine Spur von konventioneller Stilisierung, dieser Löwe ist trotz seiner Kleinheit dem silbernen Stierkopf an Naturalismus ebenbürtig.

Es wäre ein leichtes, die Zahl der mykenischen Löwendarstellungen vor allem durch Gemmen und Ringe bedeutend zu vermehren, denn seit dem Ende der mittelminoischen Epoche, bis zum Ausgang der minoischen Kultur, sind Löwen einer der beliebtesten Gegenstände der Glyptik (vgl. etwa Perrot-Chipiez VI Pl. 16; Furtwängler, Gemmen Taf. II, III, Text S. 50; BSA. VII 29). Aber diese Gemmen lehren uns nichts Neues: die Qualität wechselt, ebenso der Grad des Realismus oder der Stilisierung, aber niemals wird die heraldische Starrheit des mykenischen Rhyton erreicht. Ob die Hüter des Löwentors ihm darin verwandt waren, läßt sich leider nicht sagen, da sie ihre Köpfe verloren haben. Ebenso wenig ist es möglich, hier etwa festländischen von kretischem Stil zu scheiden, da

<sup>1)</sup> Inv. Nr. 991; L. 0,05, der Löwe allein 0,03;

Phot. d. Inst. Nat. Mus. 1142; aus dem kleinen

Schatze, den Schliemann dicht bei den Schachtgräbern fand, und der den großen Goldring

enthielt: Schliemann, Mykenae 410.

wir die Herkunft der einzelnen Stücke nicht genau bestimmen können. Was in Kreta gefunden ist, wird gewiß auch dort gemacht sein. Aber alles Festländische für kretischen Import zu halten, davor warnen unfertige Gemmen, deren Tsuntas ja in Mykenai eine ganze Menge in der verlassenen Werkstatt eines Steinschneiders entdeckt hat.

Kehren wir zu den tönernen Stierrhyta zurück: die kretischen Exemplare sind oben besprochen, sie gehören fast alle dem Anfang der spätminoischen Zeit an.



Abb. 11. Stierrkopf aus Rhodos.

Jüngere Exemplare abweichender Gestalt liefern die südlichen Sporaden. Hier findet zunächst ein Stierrkopf aus Karpathos im British Museum seine Stelle, den Paton (*Journ. Hell. Stud.* VIII 1887, 449 Pl. 83, 9) publiziert und De Mot (a. a. O. 215) besprochen haben. An Stelle des Lochs auf dem Nacken besitzt er hinten einen breiten profilierten Einguß, an dessen Mündung ein Henkel ansetzt. Stirn und Schnauze sind im Stil der III. spätminoischen Periode <sup>1)</sup> mit Kreuzblüten und Strichmustern bemalt. Die flache Schnauze bildet die Standfläche, in ihr ist das übliche kleine Ausgußloch gebohrt <sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Dieser gehören auch die in demselben Grabe gefundenen Vasen an: JHS. Pl. 83, 6—8, 10. Das Muster kommt schon viel früher vor: Schale aus dem II. Schachtgrabe Myk. Tongef. III, 12 u. a.

<sup>2)</sup> Ein Widderrhyton ähnlicher Gestalt aus Enkomi (Brit. Mus. F67, bei Murray, Excav. in Cyprus nicht zitiert) erwähnt De Mot a. a. O. 215.

Noch weiter entfernt sich von der alten Gestalt ein Rhyton in meinem Besitz, das auf Rhodos (nach glaubwürdiger Angabe in Lartos unweit von Lindos) gefunden wurde und auf Abb. II publiziert wird. Der Ton ist warmgelb, mit dem für kretische Vasen bezeichnenden rosigen Schimmer im Bruch, der ziemlich stumpfe Firnis rot gebrannt. Das Gefäß ist aus mehreren größeren Scherben zusammengesetzt, Stücke der seitlichen Wandung, mit dem rechten Ohre, und der größte Teil des Bodens sind verloren. Doch ist zum Glück gerade noch das kleine Ausgußloch erhalten, im Boden, dicht am vorderen Rande, unter der Schnauze <sup>1)</sup>).

Ein Blick auf unser Bild lehrt, wie grundverschieden dieser Kopf von den bisher besprochenen ist. Bis zur Unkenntlichkeit sind die Formen des Tiers stilisiert. Die Schnauze ist eine unförmliche Walze, die Augen zwei dicke, runde Warzen, der Nacken ein kurzer, breiter Zylinder. In seiner unbeholfen altertümlichen Formgebung erinnert der Kopf an die zahlreichen tönernen Stiere, über die unten S. 262 gesprochen wird. Wie diese ist auch unser Rhyton mit Ornamenten ganz übersponnen. Um den Hals schlingt sich eines der charakteristischen spätminoischen Spiralbänder, unregelmäßig frei wie die natürlichen Spiralen der jungen Weiranken, mit verkümmerten Blättchen in den Zwickeln, die ebenfalls den vegetabilischen Ursprung oder die vegetabilische Umstilisierung des Ornaments in der spätminoischen Kunst bezeugen.

Die Oberseite des Kopfes ist mit unregelmäßig geformten, regellos hingeworfenen dreiblättrigen Blüten bestreut, zwischen denen Kleckse und Haken wie verkümmerte Reste von Staubfäden erscheinen: wiederum eine durchaus minoische, schon in der »Kamares«-Keramik bekannte Dekoration. Die Ornamente der Schnauze, die man als schematisierte Papyrusblüten erklären darf, finden ebenfalls ihre Parallelen im spätminoischen Formenschatz. Die Nüstern sind leicht in den Ton eingedrückt und mit Firnis umrahmt, Hörner, Ohren, Mündungsrand und Henkel (außen) gefirnißt; der Boden scheint zum großen Teil tongrundig gelassen zu sein, mit wenigen einfachen Firnisstreifen, soweit man das aus dem erhaltenen Stück — etwa einem Fünftel — entnehmen darf.

Technik und Dekoration scheinen mir für dieses Rhyton kretische Herkunft, etwa der II. spätminoischen Periode, zu bezeugen: es gewinnt dadurch an Bedeutung, da ja auf Rhodos importierte kretische Vasen äußerst selten sind. Wie eine, wohl lokal rhodische Weiterbildung der III. spätminoischen Periode aussah, lehrt dagegen ein zweites Stierrhyton, das aus Kattavià im Süden von Rhodos in die Universitätssammlung zu Leipzig gelangt ist und mit Fr. Studniczkas gütiger Erlaubnis auf Abb. 12 zum ersten Male abgebildet wird. (H. 0,15, ohne Hörner 0,14; Hörnerabstand etwa 0,21; Dm. d. Mündung 0,055.) Hier entsprechen Ton, Firnis und die einfachen linearen Ornamente durchaus den spät»mykenischen« Vasen von Rhodos, die Form des Gefäßes mit seiner geraden Wandung, der scharf abgesetzten Schulter, den zu zwei Warzen an der Schnauze verkümmerten Augen, den

<sup>1)</sup> Maße: Höhe 0,155, ohne Hörner 0,135; Hörnerabstand 0,305; Durchmesser der Mündung 0,05, des Bodens 0,014.

unnatürlich gestellten Hörnern, entfernt sich so weit von der Natur, daß daneben der andere Kopf beinahe realistisch erscheint. So erhöhen die beiden Rhyta durch ihre Ähnlichkeit und Verschiedenheit jedes den Wert des anderen.

Das Ausgußloch in der Standfläche findet sich sonst meines Wissens nur noch an dem grotesken bärtigen Kopfe aus dem jüngeren Palaste von Phaistos (Pernier, Rendiconti d. Lincei 1907, 281 Fig. 4a; Maraghiannis, Antiqu. créet. II 50), der



Abb. 12. Stierkopf aus Rhodos.

aber keine weite Eingußmündung, sondern nur ein kleines Loch auf dem flachen Scheitel, vor dem Henkel, aufweist. Andererseits sehen wir unter den Funden von Enkomi auf Kypros, die keineswegs alle der allerletzten Phase minoischer Kultur angehören (vgl. oben Poulsen 215 ff.), neben den schon ganz klassisch griechisch anmutenden Kopfgefäßen aus Fayence <sup>1)</sup>, ein Rhyton in Form eines Stierkopfs, das den alten Typus mit gerade abgeschnittenem Nacken und Ausgußloch in der Unter-

<sup>1)</sup> Murray, Excavations in Cyprus 33 f., pl. 3. Das Alter dieser Vasen (Pferde-, Widder-, einfacher

und doppelter Frauenkopf) ist durch die mitgefundenen spätmykenischen Vasen ganz gesichert.

lippe wahr, dabei aber in spätem »mykenischem« Stil bemalt ist. Es hat sich also dieser alte Typus neben dem neueren, mit weitem Einguß und Henkel Jahrhunderte lang erhalten. Jener ist gegen Ende der mittelminoischen, dieser wohl in der II. spätminoischen Periode geschaffen worden.

Außer Stieren und Löwen haben auch Hundeköpfe die Vorbilder zu minoischen Rhyta abgegeben. Zu einem solchen gehört ein Fragment aus Palaikastro (Gesicht mit spitzer Schnauze), das wohl ebenfalls der Wende zwischen mittel- und spätminoischer Zeit entstammt. Es bestätigt die Bestimmung der beiden Hundeköpfe in Oxford und Brüssel, die schon De Mot (a. a. O. 216 ff.) richtig gegeben hat. Beide stammen aus der Argolis, angeblich aus Tiryns und Mykenai. Das schöne Brüsseler Fragment besteht aus gräulichem »Bucchero«, wie er ja noch in der spätmykenischen Keramik der Argolis nicht selten ist; ursprünglich waren wohl Einzelheiten, z. B. die Augen und Nüstern, durch Farbe belebt, von der aber nichts erhalten ist; nur die begrenzenden feinen Ritzlinien dieser Teile sprechen für einstige Polychromie. In der Unterlippe und am Nacken finden wir die üblichen Löcher wieder. Der Nackenrand ist abgebrochen; man wird als Abschluß eine Standfläche, wie bei den oben beschriebenen tönernen Stierrhyta, ergänzen.

Anders der viel rohere Oxforder Kopf, der ebenfalls der monochromen Keramik der Argolis angehören dürfte: ganz flüchtig modelliert, die Augen bloß durch zwei aufgesetzte Scheiben, die Ohren durch spitze, eingekerbte Kegel wiedergegeben, stellt er gegenüber dem schönen älteren Werke einen starken Verfall dar. Und auch in der Form erweist er sich als jünger: die profilierte weite Mündung mit ansetzendem Henkel, die das Gefäß hinten abschließt, genau den späteren griechischen Rhyta mit Tierköpfen entsprechend, stellt es zu den Stierköpfen aus Rhodos und Karpathos. Eine Standfläche fehlt, der Kopf wurde am Henkel aufgehängt.

Die minoischen Künstler haben sich nicht auf die Köpfe der Tiere beschränkt, als sie diese mannigfachen Trinkgefäße schufen. Auch ganze Tierfiguren sind nicht selten, und hier überwiegt wiederum sehr stark der Stier. Die ältesten Exemplare dieser Reihe stammen noch aus dem Anfange der mittelminoischen Periode: es sind ein paar roh modellierte tönernen Stiere, die Xanthudidis in der Messarà, unweit von Gortyn ausgegraben hat. An der Schnauze des ersten der beiden in Kumása gefundenen <sup>1)</sup>, klettern drei ganz roh geknetete Männchen, ein drittes, mit nur einem Männchen, stammt aus Porti (unpubliziert, vgl. Arch. Anz. 1909, 99 f.); jener hat das Eingußloch am Hinterteil, dieser auf dem Nacken, beide das kleine Ausgußloch in der Schnauze. Die kletternden Männchen, vielleicht die ältesten Vorfahren der dann später so häufig dargestellten »Stierspringer«, finden sich nur an diesen beiden Exemplaren. Sie fehlen dem zweiten aus Kumása und einem gleichzeitigen aus Mochlos (Maraghiannis, Ant. cré. II 10). Ein viertes, ebenfalls altertümliches Exemplar wurde 1910 in Phaistos gefunden. In der bunten mittelminoischen »Kamares«-Keramik fehlen die Stierfiguren, die dann wieder zu Anfang der spät-

<sup>1)</sup> Der Kopf abgebildet von Mosso, Escursioni nel Mediterraneo 184; danach A. Reichel, Ath. Mitt. XXXIV 1909, 92.

minoischen Periode erscheinen, einerseits in merkwürdig steif, wie hölzern stilisierten Stücken (z. B. Mon. ant. d. Lincei XII, 127. Maraghiannis, Antiqu. cré. I 15; es sind meist Statuetten, nur wenige als Gefäße verwendet<sup>1)</sup>), anderseits in schönen, realistisch modellierten Rhyta, deren Seager zwei auf Pseira, Pernier eines in Phaistos gefunden hat<sup>2)</sup>. Ein viertes, unvollständiges, und Fragmente von ein paar weiteren stammen aus der diktäischen Zeusgrotte (Hogarth, BSA. VI 104), sind

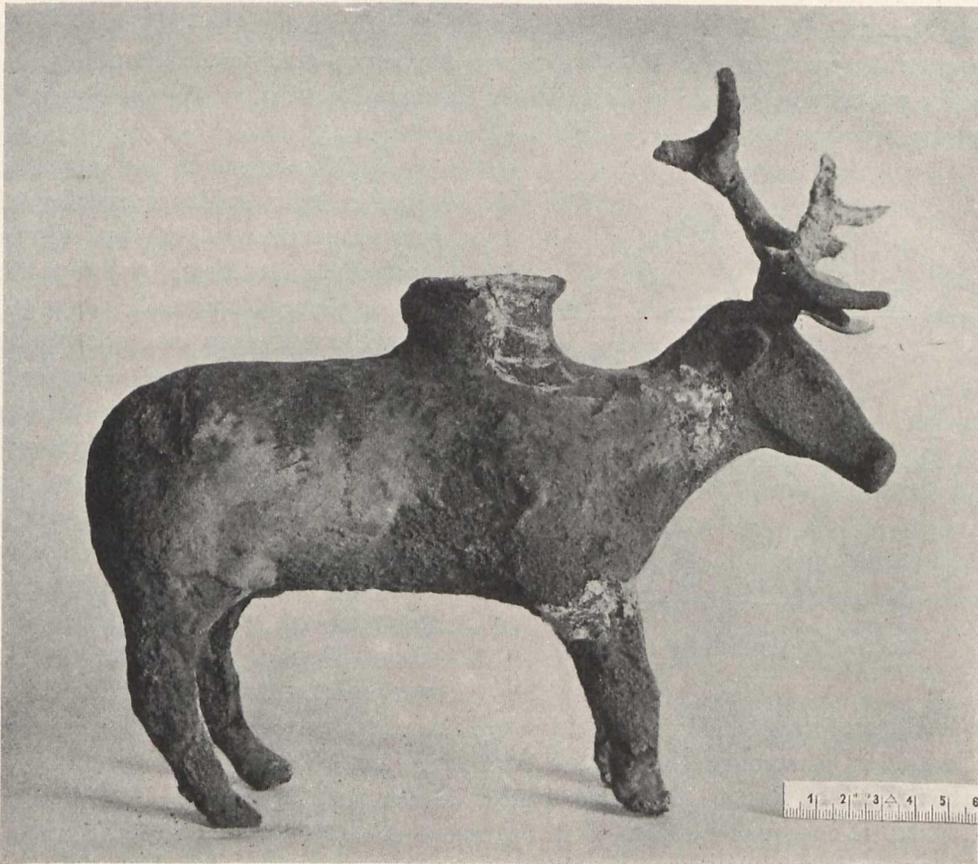


Abb. 13. Silberner Hirsch aus Mykenai.

also durch ihren Fundort besonders wichtig. Sie sind alle mit Ornamenten bemalt, als hätte der Töpfer ihre Tiergestalt ganz vergessen, haben auf dem Nacken einen kleinen Einguß und ein Ausgußloch in der Unterlippe, genau wie die oben besprochenen Kopfrhyta. Mit den auf Kypros so häufigen kleinen Gußgefäßen in Stiergestalt (z. B. Murray, Excav. in Cyprus 34. 45. 47) haben die unseren kaum etwas

<sup>1)</sup> Ganz eigenartig ist ein kleines, vorn am Leibe offenes, als Gefäß unbrauchbares Exemplar in Delphi, Perdrizet, Fouilles de Delphes V 15, Fig. 61.

<sup>2)</sup> Seager, Anthropol. Public. of the Univ. of Pennsylvania III 1910, 23, pl. 9. Maraghiannis II 21; Pernier-Minto, Bollet. d'Arte 1910, 175.

zu tun. Dagegen gehört in diese Reihe ein ungemein lebendig modellierter Stier, der in wildem Vordringen aufs rechte Knie niedersinkt <sup>1)</sup>; hinten auf dem Buge sitzt die weite Eingußmündung.

Außer Stieren treten vereinzelt auch andere Tiere als Gefäße auf: so ein mit zwei Vasen beladenes Pferd (oder Esel) aus Phaistos (Pernier, Mon. ant. d. Lincei XII, 118), drei Igel (in Athen, Collignon-Couve 104 pl. 7, in der Münchener Glyptothek, Sammlung Arndt, und im Bonner Kunstmuseum), alle aus der III. spätminoischen Periode. Vor allem ist aber hier der silberne Hirsch aus dem IV. mykenischen Schachtgrabe anzuführen (Abb. 13), der, wie der Löwen- und der Stierkopf desselben Grabes, uns wenigstens ein Vorbild aus Edelmetall auch für diesen Typus des Rhytons bewahrt hat <sup>2)</sup>.

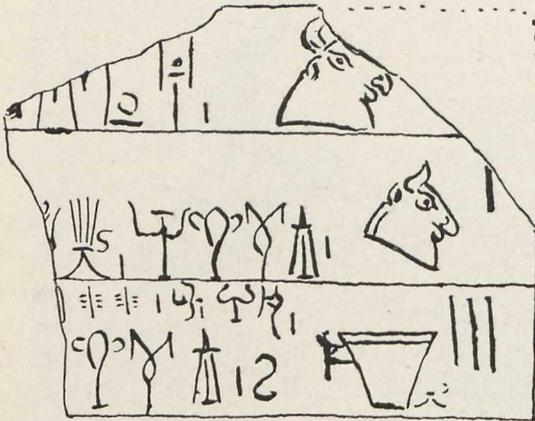


Abb. 14. Tontäfelchen aus Knosos.

Auf Kreta selbst sind noch keine silbernen oder goldenen Prunkstücke gefunden worden, wie die mykenischen, die freilich aus Kreta stammen werden: ergänzend treten aber hier bildliche Darstellungen ein, die wir erst jetzt richtig verstehen. Längst bekannt sind die im Grabe des Rechmere (um 1450 v. Chr.) unter den Tributen der Keftiu dargestellten Tierköpfe: zwei Löwen-, ein Stier- und ein Greifenkopf aus Gold, ein Hundekopf aus Silber, hinten gerade oder schräg abgeschnitten, wie die beiden mykenischen Rhyta. Im Grabe des Ramenkhepersenb (vielleicht des Sohnes

des Rechmere) trägt einer der Keftiu auf einer Platte einen Stierkopf, der damit als besonders wertvolles Tributstück bezeichnet wird (Virey, Mémoires d. l. Miss. du Caire V 2, 198 Fig. 4—6; W. Max Müller, Asien und Europa 340—350; De Mot, a. a. O. 201 ff. 209; vgl. Fimmen, Zeit und Dauer d. myken. Cultur 77 ff.).

Eine höchst willkommene Parallele zu diesen ägyptischen Gemälden bietet nun ein Tontäfelchen aus Knosos (Evans, Corolla numismatica 352 f.; Scripta Minoa I 53, danach Abb. 14): offenbar ein Inventar. Drei Zeilen sind erhalten; in der ersten und zweiten steht am Ende rechts je ein Stierkopf mit Zahlzeichen (nur das untere, I = I ist erhalten), in der dritten ein Becher vom Typus derer von Vaphio, mit dem Zeichen

<sup>1)</sup> In Oxford; De Mot a. a. O. 220. Ganz ähnlich ist ein von Bulle, Ath. Mitt. XXXI 1906, 460 abgebildeter böotischer Stier, im gleichen Schema. Ob nicht auch der Oxforder nachmykenisch, archaisch ist?

<sup>2)</sup> Schliemann, Mykenae 296; Schuchhardt a. a. O. 289; Stais Nr. 388. H. 0,215, L. 0,255. Auf dem Rücken Einguß von 0,05 Durchmesser. In der

Schnauze Ausgußloch. Es ist der einzige Edelhirsch der mykenischen Kunst, die sonst stets Damhirsche zeigt (z. B. auf Hormosgliedern, dem Goldring und der Dolchklinge des III. und IV. Schachtgrabes, auf neu gefundenen Freskenresten von Tiryns). Kretische Herkunft ist für den Hirsch weit weniger sicher als für Stier- und Löwenkopf.

für 3 (nach Evans, *Scripta Minoa* I 256 ff.). Ich zweifle nicht, daß diese Köpfe ebenso wie die eben erwähnten ägyptischen nicht etwa Gewichte, sondern Rhyta sind. Geradezu beweisend für diese Deutung scheint mir ihre Zusammenstellung mit dem doch sicher aus Edelmetall zu denkenden Becher des knosischen Täfelchens. Wie sehr solche Rhyta würdig waren, im königlichen Schatze von Knosos und in den Tributen der Keftiu zu figurieren, lehren die beiden Meisterwerke, die ein gütiges Geschick uns im Original bewahrt hat.

Der Gebrauch der Rhyta ist in der minoischen Kultur ganz überraschend groß gewesen. Die eben besprochenen figürlichen Exemplare<sup>1)</sup> waren vor allem wohl Trinkgefäße. Sehr viel zahlreicher sind steinerne und tönerner trichterförmige Vasen, die man mit geringerem Recht Rhyta nennt; denn sie dienten gewiß vornehmlich dazu, den Wein aus den großen Amphoren und Kesseln zu heben und in die Trinkgefäße fließen zu lassen, indem man die kleine Öffnung in ihrer Spitze mit dem Finger schloß und dann öffnete. Drei Hauptformen lassen sich hier scheiden:

1. Das Gefäß hat lange, spitze Kegelform, bei den älteren Exemplaren mit leicht gewölbter, bei den jüngeren meist mit gerader Wandung. Oben, am profilierten Mündungsrande, setzt der große, geschwungene Henkel an. Die ältesten Rhyta dieser Form gehen in mittelminoische Zeit zurück. Besonders altertümlich sind drei von Fouqué auf Thera ausgegrabene, die ganz mit schlechtem, rotem oder schwarzem Firnis überzogen sind und auf den ersten Blick für uralte monochrome Gefäße gelten können<sup>2)</sup>. Aber durch die mitgefundenen, bekannten theräischen »Kamares«-Vasen (Fouqué, *Santorin et ses éruptions* 106 ff.; Perrot-Chipiez VI 908 f. Pl. 20) werden sie der II.—III. mittelminoischen Periode zugewiesen. Es sind einfache lokale Nachahmungen kretischer Vorbilder. — Dasselbe gilt von einem Trichter im Athener National-Museum, den ich mit Staïs' gütiger Erlaubnis in Abb. 15 publizieren darf<sup>3)</sup>: er trägt auf stumpfem, braunschwarzem Firnisgrunde eine weiße Schilfstaupe, wie sie in der kretischen, vor allem aber in der von dieser abhängigen melischen Keramik der III. mittel- und I. spätminoischen Periode so häufig sind. Auch unser Trichter könnte wohl melisch sein. Es folgen in der I.—II. spätminoischen Periode eine große Reihe schön verzierter Trichter derselben Form, einige tönerner mit reichen Spiral- oder Blütenbändern (z. B. BSA. IX 311 Fig. 9; Gournià Pl. VII und F u. a.),

<sup>1)</sup> Dazu kommen noch zwei groteske weibliche Figürchen, eines aus Gournià (Boyd-Hawes, *Gournià* Pl. X, 11; Einguß auf dem Kopfe, Ausguß unter der Scham), das andere aus Mochlos (*Maraghiannis* II 10, Ausgüsse in den Brüsten). — Auch darf man hierher die schönen steinernen Tritonmuscheln rechnen, die in Knosos, Mochlos, Gournià (a. a. O. Pl. XI, 18) erscheinen. Ein kleines Exemplar aus Fayence im III. mykenischen Schachtgrabe. Auf einer Gemme aus der idäischen Zeusgrotte (*Archiv f. Religionswiss.* VII 1904, 138) hält eine Frau am Altar

Inv.-Nr. 40. Collignon-Couve 139, pl. 9.

(wohl eine Priesterin) eine große Tritonmuschel vor das Gesicht. Hier wird kein Rhyton dargestellt sein, sondern wie die Tritonen der klassischen Zeit, wie heute noch die kretischen Hirten, gebraucht wohl die Frau die Muschel als Trompete.

<sup>2)</sup> a) H. 0,28, schwarz; b) H. 0,29, rot; c) H. ohne den ergänzten Henkel 0,30, rot. Die Funde Fouqués befinden sich in der *École Française d'Athènes*; ich verdanke Herrn Chamonard die freundliche Erlaubnis, sie zu studieren.

<sup>3)</sup> H. 0,29, Durchm. 0,10. Herkunft unbekannt.

die herrlichen steinernen, die in Knosos (BSA. VI 30) und H. Triada (Mon. ant. XIII 61 f.; Maraghiannis II 42) nicht selten sind<sup>1)</sup>, vor allem das riesige Prachtstück von Steatit, aus Hagia



Abb. 15. Trichter in Athen.

Triada, mit seinen vier Relief-friesen, das hoffentlich bald in würdiger Wiedergabe erscheinen wird<sup>2)</sup>. Ein solches Riesentrichter trägt auch der Jüngling auf dem Prozessionsfresko von Knosos (Monthly Review 1901, 124; Bulle, Der schöne Mensch<sup>2</sup> Taf. 34), doch scheint es, nach seiner blauen Farbe, aus Metall, vielleicht aus Silber gedacht zu sein. Im Original sind uns metallene Trichter bisher nicht erhalten, aber sowohl die tönernen wie die steinernen zeigen klarlich den Einfluß torentischer Vorbilder. Die Reliefs der Steatitgefäße waren sogar zum Teil mit Goldblech verkleidet, wie Bosanquet, JHS. XXIV 1904, 320 nachgewiesen hat.

Seit der III. spätminoischen Periode bleibt dann der geradwandige Typus fast der allein herrschende, er ist sehr häufig bis in die Spätzeit hinab; vgl. z. B. die rhodischen und kyprischen Exemplare, Furtwängler-Loeschcke, Myk. Vas. VII 42. X. 71, Murray, Excav. in Cyprus 40. 49.

2. Der bauchige Gefäßkörper verengert sich unten zu der durchbohrten Spitze, oben

zu einem noch ziemlich weiten Halse, an dessen Mündungsrand der Henkel

<sup>1)</sup> Auch in Gournià: Boyd-Hawes Pl. V, 13; Maraghiannis II 27. Ein Randstück in Delphi ist wegen des Fundorts wichtig: Perdrizet, Fouilles de Delphes V 208, Nr. 698, Phot. d. Inst. Delphi 132.

<sup>2)</sup> S. vorläufig Halbherr, Memorie d. Ist. lombardo 1905, Taf. 2; Burrows, Discov. in Crete Pl. 1; Mosso, Escursioni nel Mediterr. 176 ff.

ansetzt. Das Profil der Vase verläuft in einer gefällig geschwungenen Linie, ohne Absätze. Diese Form ist sehr selten, auf den I.—II. spätminoischen Stil beschränkt. Ein besonders schönes Beispiel aus Phaistos, mit anmutiger Seelandschaft bemalt, gibt Pernier, *Rendiconti d. Lincei* 1907, 283, Fig. 4 b (danach Mosso, a. a. O. 205); aus Palaikastro stammt ein ganz singuläres, das auf der Schulter vorne einen plastisch aufgesetzten Steinbockskopf trägt. Die großen Hörner lagen auf dem Mündungsrande auf und bildeten gewissermaßen einen zweiten Henkel (BSA. X 206; Maraghiannis II 37, 5). Ein spätmykenisches Stück, mit einem plastischen Stierkopf vorne an der Schulter, ist auf Karpathos in demselben Grabe wie der oben S. 259 erwähnte Stierkopf gefunden worden: JHS. VIII 1887, pl. 83, 10. Vgl. auch Collignon-Couve 99 pl. 6 aus Trachones. — Ein besonders altertümliches, monochrom rotbraunes Exemplar mit engem Hals und ausladendem Mündungsrand hat Xanthudidis mit Statuetten und Vasen der I. mittelminoischen Periode (Maraghiannis II 34) bei Chamaizi (Sitia) gefunden. Dieser Typus leitet über zum

3. Hier ist der Hals ganz eng geworden, die stark geschweifte, tellerförmige Mündung zeigt nur eine kleine Öffnung in der Mitte. Es ist die Parallelbildung zu den figürlichen Rhyta mit kleinem Eingußloch auf dem Nacken, während Typus 1 und 2 denen mit weiter Eingußmündung entsprechen. Der praktische Vorteil der kleinen Öffnung ist die Möglichkeit, das Gefäß bequem zu füllen, indem man es wie einen Heber in die Flüssigkeit senkt, den Finger auf den Einguß legt und so das Rhyton gefüllt heraushebt. Der Hals ist vom Gefäßleibe scharf abgesetzt und durch einen meist profilierten dicken Wulst, den sogenannten Lötring, mit diesem verbunden — ein neuer Beweis der Abhängigkeit von metallenen Vorbildern. Der bauchige, oben stark ausladende Leib verengert sich unten in schön geschwungener Linie zur durchbohrten Spitze. Das älteste bisher bekannte Exemplar dieser Form, aus Zakro (Abb. 16; *Antiqu. crétoises* I 32, 16) zeigt noch den geschwungenen Henkel von Typus 1 und 2; es ist in der Barbotine-Technik verziert, die besonders im Anfang der mittelminoischen Periode beliebt war, während die mitgefundenen Gefäße eher dem Ende dieser Periode angehören. Der Henkel verschwindet dann im I.—II. spätminoischen Stil, der uns eine Reihe schöner tönerner Exemplare geschenkt hat (z. B. Gournià Pl. 7 u. a.). Nach ihnen muß man auch das berühmte Reliefgefäß aus Steatit mit dem Schnitterzug, aus Hagia Triada, ergänzen. Gilliéron hat dies zuerst getan, das Steingefäß wieder in Metall zurückübersetzt, das es ja nur in billigerem Material ersetzen sollte, und die verlorene untere Hälfte dazugeschaffen. Sein und



Abb. 16. Trichterrhyton aus Zakro.

der Württembergischen Metallwaren-Fabrik Entgegenkommen erlaubt mir diese Rekonstruktion auf Abb. 17, 18 zu publizieren (nach Taf. 2. 3 des neuen Katalogs mykenischer Altertümer). Die verblüffende Virtuosität der minoischen Künstler, vor allem in der Wiedergabe figurenreicher, lebendig bewegter Szenen, tritt hier



Abb. 17. Trichterrhyton von H. Triada, ergänzt von Gilliéron.

erst recht klar hervor (vgl. Savignoni's schöne Publikation des leider verstümmelten Originals, *Mon. ant. d. Lincei* XIII Taf. 1 ff.).

Eine einfachere Spielart dieser Form bildet das mit Spiralbändern bemalte Rhyton des II. mykenischen Schachtgrabes (Furtwängler-Loeschke, *Myken. Tongef.* IV 14), das echt kretische Ware des I. spätminoischen Stils sein wird. Der Löttring am Halse fehlt, der Leib verengert sich in fast gerader, kaum ausgebauchter Linie nach unten. Entsprechende Form zeigt der Trichter aus Gournià, *Maraghiannis* I 39, 10.

Weniger selten ist ein Typus mit unten gerundetem Leibe, vereinzelt nur die voll eiförmige Gestalt des Rhyton aus Zakro (*Journ. Hell. Stud.* XXII 1902 pl. 12, danach Hall, *Decorative Art of Crete* 29; *Maraghiannis* I 32, 18), das anschaulich den Übergang von mittel- zu spätminoischer Keramik darstellt und früher zur Ergänzung des Reliefgefäßes von Hagia Triada benutzt wurde (Savignoni a. a. O. 83). Häufiger ist der langgestreckte Leib, wie ihn die Beispiele aus Zakro (*BSA.* IX 311; *Maraghiannis* I 32, 17), Pseira (*Seager*, a. a. O. 25. 29; *Maraghiannis* II 21), Gournià (Pl. I) zeigen:

mit Seegetier oder reichem Pflanzenwerk bemalt, zählen sie zu den besten Werken der I. spätminoischen Keramik. Bei diesem Typus, der auch in ein paar schönen knosischen Steinvasen erscheint, sitzt ein kleiner ösenartiger Henkel dicht unter der Mündung am Halse. Ein besonders schönes Exemplar, aus Obsidian kunstvoll geschnitten, hat Hazzidakis in Tylosos gefunden.

Den eiförmigen langgezogenen Leib zeigt auch eine kleine Gruppe steinerner Vasen, ohne Hals oder Henkel, mit eingezogener, bisweilen geriefelter und profilierter Mündung, die in der Form an ägyptische Gefäße gemahnen (Exemplare aus Knosos, unpubliziert; aus Pseira, Seager, a. a. O. pl. 8; Maraghiannis II 19). In Ton ist mir nichts Ähnliches bekannt. In der Spätzeit scheinen Rhyta des 3. Typus überhaupt zu fehlen.

Eine besondere Spielart bildet endlich das singuläre mykenische Steatitgefäß, Ἐφρη. ἀρχαιολ. 1888 Taf. 7 (Perrot-Chipiez VI 927): es ist, wie das Rhyton mit dem Schnitterzug, in drei Stücken gearbeitet, der Hals gleicht diesem, aber der kugelige Leib ruht auf einem kleinen flachen Fuße, der von zehn Löchern durchbohrt ist: also ein Sprenggefäß, wie wir es sonst aus klassischer Zeit, nicht im minoischen Kulturkreise kennen. Die schönen Tintenfische und Korallen, die in flachem Relief dieses Gefäß beleben, weisen es, wie die zuvor besprochenen, in die I.—II. spätminoische Periode. Kugelgestalt hat auch das singuläre tönerner Exemplar Gournià pl. VII 35.

Unsere Untersuchung hat ergeben, daß die Rhyta zwar vereinzelt schon zu Anfang der mittelminoischen Periode auftreten, aber erst gegen Ende dieser Periode häufiger werden, in der darauf folgenden Blütezeit ihre reichste, mannigfachste Ausgestaltung erleben, in ihren einfacheren Typen bis zum Ausgang der minoischen Kultur häufig bleiben. Das gilt für figürliche wie für trichterförmige Rhyta. Diese Gefäße gehörten offenbar zum festen Bestande des Tafelgeschirrs, sie finden sich in



Abb. 18. Trichterrhyton von H. Triada, ergänzt von Gilliéron.

Gräbern wie in Palästen und Wohnhäusern, sie waren noch beliebter als ihre Nachkommen, die Rhyta klassischer Zeit. Mehrfach meinen wir Anzeichen zu erkennen, daß sie auch im Kultus eine Rolle spielen. Der Jüngling des knosischen Wandgemäldes trägt sein riesiges Rhyton in einer feierlichen Prozession, die steinernen Trichter von Knosos und Hagia Triada, die Löwin und der Stier von Knosos sind so kolossal und schwer, daß sie praktisch als Trinkgefäße kaum zu verwenden waren. Zudem tritt der religiöse Charakter des »Kleinen Palastes«, dem jener steinerne Stierkopf und sein tönernes Ebenbild sowie mehrere sichere Kultobjekte entstammen, mit jeder Grabungskampagne klarer hervor. Tönerne Stierrhyta erscheinen unter den Weihegaben der diktäischen Zeusgrotte (oben S. 263). Und endlich wissen wir, wie außerordentlich beliebt im minoischen Kultus kleine Gefäße für Weihegüsse waren. Ich brauche nur an die zahllosen Miniaturväschen frühminoischer Gräber zu erinnern, von denen viele zu nichts anderem brauchbar waren (Xanthudidis, BSA. XII 9 ff.; Seager, Amer. Journ. Arch. 1909, 278; a. a. O. 35), an die »Opfertische« gerade der diktäischen Grotte (Evans, JHS. XXI 1901, 114; Hogarth, BSA. VI 114 pl. 11) und der mittelfinoischen Kapelle von Phaistos (Pernier, Mon. ant. d. Lincei XIV Taf. 10; Maraghiannis, Antiqu. cré. I 9), an die Tonplatte mit Väschen vom Altar des Mittelhofs in Phaistos (Pernier, a. a. O. XII Taf. 8; Maraghiannis 11) und an die »blossom bowls« die reizenden Steingefäße in Form von Lotosblüten (z. B. Gournià pl. 5; Seager, a. a. O. 35; Evans, Prehistoric Tombs of Knossos pl. 90). Alle diese so reich variierten Gefäße konnten keinem praktischen Zwecke, nur Spenden dienen; und keine Vasenform eignet sich für solche Weihegüsse so gut wie das Rhyton, dessen dünnen Strahl jederzeit leicht ein Finger hemmen kann.

Freilich fehlen uns bisher leider noch Darstellungen, die den Gebrauch der Rhyta im Kulte endgiltig erweisen könnten<sup>1)</sup>; und De Mot hat (a. a. O. 213) mit Recht betont, daß ihr Vorkommen unter den (freiwilligen) Tributen der Keftiu sogar dagegen spräche, da kein Volk ungezwungen seine Kultgeräte abliefert. Die Rhyta werden zwar im Kulte eine Rolle gespielt haben, vornehmlich aber Prunkgerät der Fürsten, Gebrauchsgeschirr der Bürger gewesen sein. Wie groß jene Rolle war, wissen wir nicht, und die religiöse Bedeutung, die wir besonders dem mykenischen Stierkopf beizumessen pflegten, bedarf starker Einschränkung. Damit müssen wir uns bescheiden und uns freuen, wenigstens Gestalt und Verwendung der größten uns erhaltenen plastischen Leistungen minoischer Kunst feststellen zu können.

Athen.

Georg Karo.

<sup>1)</sup> In den sechs Löwenköpfen auf dem großen mykenischen Goldringe (Stais 992; Furtwängler,

Gemmen Taf. II, 20 u. oft) wird man kaum wagen, Rhyta wie unsere Löwenköpfe zu erkennen, noch weniger in den Köpfen des Ringes, Stais Nr. 993.



STIERKOPF AUS MYKENAI



STIERKOPF AUS MYKENAI



LÖWENKOPF AUS MYKENAI